

Generation ohne Namen

Sie sind um die 20 Jahre alt und haben keine Ahnung, wohin das Leben sie trägt: Bestandsaufnahme einer Generation, die es sich immer weniger leisten kann, jung zu sein.

Von Tobias Pötzelsberger

J. geht weg, nach Australien. Hier, in Salzburg, hält sie gerade nicht viel. Das Bakkalaureat ist geschafft, der Magister so weit weg wie der fünfte Kontinent. Sie wolle, murmelt sie und lässt dabei Rauch aus ihrem Mund strömen, „einfach mal leben“. Und hier laufe ihr sowieso nichts davon. Sie wartet immer noch auf eine Eingebung darüber, was sie mit ihrem Leben anstellen soll. Und ihr liegt die mahnende Stimme der Mutter im Ohr, die sagt, sie brauche überhaupt nicht eine von denen werden, „die bis 30 herumzigeunern“. Weil das koste nur Geld, das niemand habe.

Aber wenn das nur so leicht wäre, jammert J. genervt. Es könne doch bei der Vielzahl an Talenten, die J. besitzt, nicht so schwer sein, einen Job zu finden, sagt ihre Mutter. „Dabei“, sage ich dann auf die Gefahr hin, auf der falschen Seite zu stehen, „hat sie ja eigentlich gar nicht so Unrecht. Du kannst ja wirklich viel.“ „Ja, schon“, sagt J., „aber halt nichts richtig“. Und vor allem und überhaupt sei alles nicht so leicht. Weil so ein Studium der Kommunikationswissenschaften bringe einen in Zeiten wie diesen nicht mehr viel weiter. Und klar, der Journalismus würde sie reizen und „Nein“ würde sie auch zu einem Job in einer coolen Werbeagentur nicht sagen. Eigentlich sei nicht das Problem, etwas zu finden, das ihr gefällt, sondern vielmehr der Weg dorthin. „Aber“, sagt J. und beißt sich ein wenig auf die Lippe, wie sie es immer tut, wenn sie akut mit der Welt hadert, „hast du eine Ahnung, wo sich verdammt noch mal Perspektiven auftun sollen? Und außerdem bin ich erst 24! Ich will jetzt noch mal leben!“

Während wir dann etwas grüblerisch aufbrechen, sage ich: „J., könnte es sein, dass du ein wenig planlos bist, was das Leben im Generellen betrifft?“ „Ja. Schon irgendwie. Aber so geht es uns doch allen.“

Die Rebellion? Soll eine Nummer ziehen

„Wir alle“, meine soziale Gruppe, sind um die 20 Jahre alt, unser Umfeld ist zum Großteil studentisch geprägt, wir sind überdurchschnittlich gebildet, verfügen in den allermeisten Fällen über solide Finanzen, leben in geordneten Verhältnissen. Man könnte sagen, es geht uns gut. Und doch sind wir nicht ganz zufrieden. Denn: Jugendlich im Sinne von aufregend war schon lange nichts mehr. Und keiner weiß, wie es weitergeht.

„Jugend ist eine beständige Trunkenheit. Sie ist das Fieber der Vernunft“, schrieb der barocke Schriftsteller Francois La Rochefoucault in seinen „Reflexionen“. Das klingt nach Aufbruch, nach Erleben, nach Rebellion. Das klingt im Grunde so, wie man seine Jugend gern verbringen möchte: Frech, innovativ, nach vorne strebend. Doch wohin man blickt: Statt einem Hauch von Rebellion liegt unterkühlter Pragmatismus in der Luft. Die Energie, die eigentlich dazu bestimmt sein sollte, die Lust an der jugendlichen Unvernunft auszukosten und mit dem Erwachsenwerden noch ein wenig zu warten – wir benötigen sie, um uns zurecht zu finden in einer Welt aus Pensionskrisen, Jugendarbeitslosigkeit und Neoliberalismus. Jung und unvernünftig zu sein, können wir uns immer weniger leisten. Es gilt, sich abzusichern für eine Zukunft, die unter Umständen auch ziemlich scheiße sein könnte. Die Rebellion? Soll eine Nummer ziehen.

Jugendliches Aufbegehren ist immer durch Reibung entstanden. Die beiden großen Reibflächen der Geschichte: Politik und die eigenen Eltern. Doch diese Konstellation ist außer Kraft. Wer gegen die Politik protestiert, steht auf verlorenem Posten. Die Anti-Globalisierungsdemos sind ungezählt – wer spürt einen Unterschied? Und sind die Briten nicht in den Irakkrieg gezogen, obwohl die halbe Insel auf der Straße stand?

Blieben noch die Eltern. Doch auch sie taugen nichts immer weniger als Zielscheibe jugendlicher Energie, längst schon sind sie popsozialisiert und leben in unserer Welt. Mein Vater trägt Pullover, die ich auch trage, hört Musik, die ich auch gut finde und benutzt täglich Haargel. Was vor zwanzig Jahren noch undenkbar gewesen wäre, ist heute Normalität: Unsere Eltern sind nicht unsere Erziehungsberechtigten. Sie sind unsere Freunde.

Wenn M., 23, nicht von ihrer Zukunft als Kunststudentin träumt, liefert sie Post in einem etwas heruntergekommenen Salzburger Stadtteil aus. Vor einem Monat, erzählte sie unlängst, hätte sie beinahe ihre Miete nicht bezahlen können. Deshalb arbeitet sie jetzt wieder als Briefträgerin, dolmetscht in einer chinesischen Arztpraxis, nimmt allerlei Nebenjobs an. Und sagt: „Die Energie, die ich zum Jungsein bräuchte, geht zu oft im Alltagstrubel auf.“

Das jugendliche Leben heute – ein Zustand der bloßen Überbrückung zwischen Kind- und Erwachsensein? Eine Generation auf dem Wartegleis?

Was bedeutet es, wenn Unternehmen wie die Deutsche Bank Rekordgewinne vermelden und im gleichen Atemzug die Entlassung tausender Mitarbeiter ankündigen? Es bedeutet, dass die Luft knapper wird. Nicht nur für den „einfachen Arbeiter“, sondern auch für besser Qualifizierte – etwa für uns, die Studierenden von heute. Der schöne Blick auf die Statistik beweist: Die Arbeitslosigkeit wächst von unten nach oben, betrifft längst nicht mehr nur schlecht Ausgebildete, sondern auch Akademiker.

Und es bedeutet einen Konkurrenzkampf um die wenigen Plätze an der Sonne. Ein Kampf, der sich auf verschiedensten Ebenen beobachten lässt. Natürlich auch in meinem, dem universitären Umfeld. Denn wo hunderte Menschen in Österreich pro Jahr das gleiche Studium abschließen (siehe Kommunikationswissenschaften), wird nicht nur um Sitzplätze gerangelt. Da tun sich bisweilen